

Der Stromausfall in Berlin im Ja- nuar 2026 aus Sicht der betroffe- nen Bevölkerung

Ergebnisse einer Pilotstudie

Bericht

Dipl. Soz. Janika Gabriel
Dr. Felix Bader

Berlin, Februar 2026

Projektlaufzeit

Januar – Februar 2026

Projektleitung

Dipl. Soz. Janika Gabriel, Berliner Institut für Sozialforschung GmbH

bearbeitet von

Dr. Eva Schulze

Dr. Felix Bader

Dr. Dominikus Vogl

Berliner Institut für Sozialforschung GmbH

Brandenburgische Straße 16

10707 Berlin

Tel: (030) 31 00 09 0

E-Mail: mail@bis-berlin.de

Internet: www.bis-berlin.de

Inhalt

1	Hintergrund und Zielstellung	5
2	Methodisches Vorgehen und Stichprobe	6
3	Ergebnisse aus der quantitativen Befragung	7
3.1	Aufenthaltort und unmittelbares Erleben des Stromausfalls	7
3.2	Unterstützung erhalten: soziale Netzwerke als zentrale Ressource	9
3.3	Unterstützung gegeben: wechselseitige Resilienz	11
3.4	Nutzung professioneller Informationen und Angebote	11
3.5	Konkrete Auswirkungen des Stromausfalls – direkt und Heute	13
3.6	Bewältigungsfaktoren	15
3.7	Vorbereitung auf zukünftige Krisen	16
4	Zusammenfassung	19
5	Schlussfolgerungen	21
6	Forschungslücken	22
7	Kurzfassung	23
8	Anhang	24

Abbildungsverzeichnis

ABBILDUNG 1 GESAMTERLEBEN DES STROMAUSFALLS UND ERLEBTE BELASTUNGEN WÄHREND DES STROMAUSFALLS.	8
ABBILDUNG 2 ERHALTEN UNTERSTÜTZUNG.....	10
ABBILDUNG 3 GELEISTETE UNTERSTÜTZUNG	11
ABBILDUNG 4 GENUTZTE PROFESSIONELLE INFORMATIONSQUELLEN UND DEREN BEWERTUNG	12
ABBILDUNG 5 AUSWIRKUNGEN DES STROMAUSFALLS UND BELASTUNG NOCH HEUTE	14
ABBILDUNG 6 HILFREICHE BEWÄLTIGUNGSFAKTOREN.....	15
ABBILDUNG 7 VORBEREITUNG AUF ZUKÜNFTIGE KRISEN	17

1 Hintergrund und Zielstellung

Der mehrtägige Stromausfall in Teilen Berlins vom 3. bis zum 6. Januar 2026 stellte eine erhebliche Störung des städtischen Alltags dar. Solche Ereignisse verdeutlichen, wie eng technische Infrastrukturen mit sozialen Praktiken, Routinen und Unterstützungsstrukturen verflochten sind. Während technische Analysen häufig im Vordergrund stehen, ist bislang wenig darüber bekannt, wie Menschen solche Ausfälle subjektiv erleben, welche Belastungen auftreten, welche sozialen Ressourcen aktiviert werden und welche längerfristigen Folgen bestehen bleiben.

Vor diesem Hintergrund wurde durch das BIS eine wissenschaftliche Pilotstudie durchgeführt, um erste empirische Einblicke in das Erleben der Betroffenen zu gewinnen. Die Befragung zielte darauf ab, zu verstehen:

- wie Menschen den Stromausfall wahrgenommen und bewältigt haben,
- welche Formen der Unterstützung sie genutzt oder gegeben haben,
- welche sozialen Netzwerke in der Krise tragfähig waren,
- welche Auswirkungen der Ausfall hatte – unmittelbar und nachwirkend,
- und wie gut sich Menschen für zukünftige Krisen vorbereitet fühlen.

Die Ergebnisse sollen dazu beitragen, gesellschaftliche Resilienz besser zu verstehen und Hinweise für eine verbesserte Krisenvorbereitung und -kommunikation abzuleiten.

2 Methodisches Vorgehen und Stichprobe

Es handelt sich bei dieser Untersuchung um eine Pilotstudie, deren Ziel in erster Linie die Gewinnung einer ersten Stichprobe sowie ein zeitnahe Einblick in subjektive Eindrücke, Belastungen und Bewältigungsstrategien war. Die Befragung wurde daher über ein Schneeballverfahren verbreitet, um in kurzer Zeit Personen zu erreichen, die sich während des Ausfalls im betroffenen Gebiet aufhielten oder dort wohnten. Dieses Vorgehen diente zugleich der Vorbereitung einer umfangreicheren Folgestudie, indem erste Hinweise zur Reichweite und zur thematischen Relevanz gewonnen wurden.

Der Fragebogen wurde als kurze standardisierte Online-Befragung konzipiert und unmittelbar nach dem Stromausfall durchgeführt. Insgesamt nahmen rund 120 Personen teil. Die Zahl gültiger Antworten variiert je nach Frage zwischen etwa 80 und 120. Die Studie ist explorativ angelegt und erhebt keinen Anspruch auf Repräsentativität; sie ermöglicht jedoch wertvolle erste Einblicke in soziale Dynamiken während einer urbanen Infrastrukturkrise.

Soziodemografische Merkmale der Stichprobe

Die Stichprobe der Pilotstudie umfasst insgesamt 119 Personen, die Angaben zu ihrem Geschlecht machten. Die Mehrheit (81, 68 %) der Befragten identifizierte sich als weiblich. 37 Personen (31 Prozent) gaben an, männlich zu sein, während eine Person (1 Prozent) die Kategorie „divers“ wählte.

Die Altersverteilung der Befragten zeigt ein deutliches Übergewicht älterer Bevölkerungsgruppen. Von insgesamt 118 Personen, die Angaben zu ihrem Alter machten, gehörten gut ein Drittel (40; 34%) der Gruppe der 50- bis 64-Jährigen an. Die zweitgrößte Gruppe bilden die über 65-Jährigen (29; 25 %). Die Altersgruppe der 35- bis 49-Jährigen ist mit 23 Personen (19 %) vertreten. Jüngere Erwachsene unter 35 Jahren sind mit lediglich 8 Personen (7 Prozent) deutlich unterrepräsentiert.

Hinsichtlich der Herkunft ergibt sich ein weitgehend homogenes Bild. Von 118 Befragten wurden 111 Personen (94 %) in Deutschland geboren. Lediglich sieben Personen (6 %) gaben an, aus einem anderen Land zu stammen.

Der Bildungsstand der Teilnehmenden ist insgesamt hoch. Von 118 Personen verfügten über die Hälfte (66; 56 %) über einen Hochschulabschluss, weitere 13 Prozent über ein (Fach-)Abitur. 26 Prozent (31) gaben an, einen Realschulabschluss zu besitzen. Niedrigere Bildungsabschlüsse waren nur vereinzelt vertreten: Zwei Personen (2 Prozent) hatten einen Volks-/Hauptschulabschluss ohne Lehre, vier Personen (3 Prozent) einen solchen mit Lehre.

3 Ergebnisse aus der quantitativen Befragung

Der Stromausfall im Berliner Stadtteil bietet einen seltenen Einblick in die sozialen Dynamiken, Belastungen und Bewältigungsstrategien einer urbanen Bevölkerung in einer akuten Disruption des sozio-technischen Energiesystems. Die Daten zeigen deutlich, dass der Ausfall nicht primär als technische Störung erlebt wurde, sondern als komplexe soziale Situation, in der Unsicherheit, Informationsdefizite und soziale Beziehungen eine zentrale Rolle spielten.

3.1 Aufenthaltsort und unmittelbares Erleben des Stromausfalls

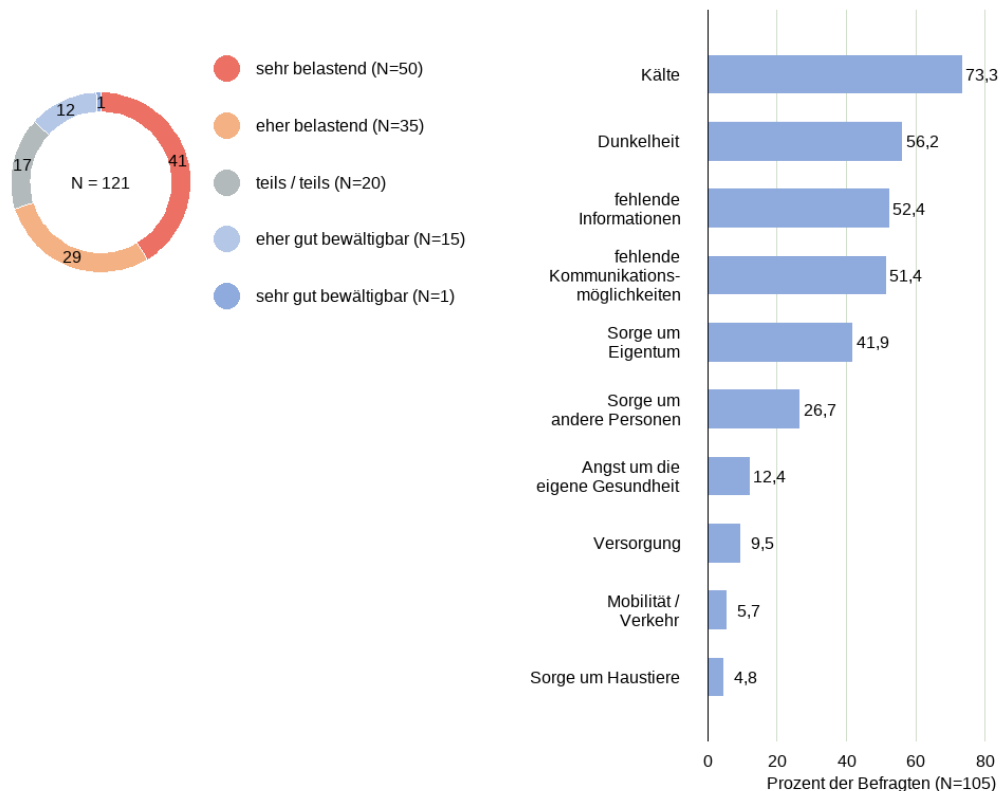
Gut die Hälfte der Befragten verbrachte die überwiegende Zeit des Stromausfalls in der eigenen Wohnung im betroffenen Stadtteil (54 %, N = 121). Weitere 30 Prozent hielten sich bei Besuchen außerhalb des betroffenen Gebiets auf. Kleinere Gruppen befanden sich bei Besuchen im betroffenen Gebiet (4 Prozent), in Hotels (3 Prozent) oder in öffentlichen Gebäuden und Krankenhäusern (jeweils knapp 1 Prozent). Diese Verteilung zeigt, dass der Stromausfall überwiegend im privaten Umfeld erlebt wurde und dass die meisten Menschen in der vertrauten häuslichen Umgebung verblieben.

Für die Hauptstudie wäre insbesondere relevant zu untersuchen, welche Gründe für dieses Verbleiben zu Hause ausschlaggebend waren. Denkbar sind fehlende informelle Ausweichmöglichkeiten, mangelnde Kenntnis über Unterstützungsangebote (z. B. Hotelkostenzuschüsse des Senats) oder persönliche Verpflichtungen wie die Betreuung pflegebedürftiger Angehöriger oder Haustiere.

Das subjektive Erleben des Stromausfalls war überwiegend sehr belastend bis ambivalent (vgl. Abbildung 1). 41 Prozent (50; N=121) stuften den Ausfall als „sehr belastend“ ein, 29 Prozent (35) als „eher belastend“. 20 Personen (17 Prozent) beschrieben die Situation als „teils/teils“. Nur 13 Prozent (16) gaben an, die Situation als eher gut oder sehr gut bewältigbar erlebt zu haben.

Personen, die sich während der Ereignisse außerhalb des betroffenen Stadtteils aufhielten, bewerteten die Situation tendenziell als stärker belastend. Dieses Muster ist nur leicht ausgeprägt und lässt sich nicht eindeutig interpretieren. Möglich ist, dass besonders belastete Personen den Stadtteil bewusst verlassen haben – ebenso denkbar ist, dass räumliche Distanz die Sorge um Angehörige, Nachbar*innen oder das eigene Zuhause verstärkt hat.

Abbildung 1 Gesamterleben des Stromausfalls und Erlebte Belastungen während des Stromausfalls



Die Belastungen, die während des Stromausfalls erlebt wurden, waren vielfältig und betrafen zentrale Dimensionen des Alltags. Besonders häufig wurde Kälte als belastend erlebt: 73 Prozent der 105 Befragten gaben an, hiervon betroffen gewesen zu sein. Auch Dunkelheit stellte für über die Hälfte (56 %) eine erhebliche Einschränkung dar. Informationsdefizite spielten ebenfalls eine große Rolle: 52 Prozent berichteten von fehlenden Informationen, und 51 Prozent litten unter fehlenden Kommunikationsmöglichkeiten. Diese Werte verdeutlichen, dass der Ausfall nicht nur physische, sondern auch kommunikative und emotionale Unsicherheiten erzeugte. Weitere Belastungen betrafen Sorgen um Eigentum (42 %), Sorgen um andere Personen (27 %) sowie Angst um die eigene Gesundheit (12 %). Versorgungsschwierigkeiten (10 %), Mobilitätsprobleme (6 %) und Sorgen um Haustiere (5 %) wurden seltener genannt.

In den offenen Antworten wird deutlich, dass bestimmte Personengruppen in der Krisensituation als besonders verletzlich wahrgenommen wurden und vielfach nicht ausreichend erreicht wurden. Wiederholt genannt werden ältere Menschen, Personen mit Behinderung, demente Menschen, Alleinlebende sowie Menschen ohne Internetzugang. Diese Gruppen waren in besonderem Maße auf funktionierende Kommunikationswege, nachbarschaftliche Unterstützung und niedrigschwellige Hilfsangebote angewiesen – Ressourcen, die in der akuten Lage teilweise nicht verfügbar waren.

Die Schilderungen der Befragten machen deutlich, dass diese Gruppen im Krisenverlauf häufig „durch das Raster“ fielen. Fehlende digitale Zugänge, eingeschränkte Mobilität oder kognitive Beeinträchtigungen erschwerten es, Informationen zu erhalten oder aktiv Hilfe zu suchen. Gleichzeitig wurden institutionelle Strukturen als unzureichend wahrgenommen, um diese Bedarfe systematisch aufzufangen.

„Alte Menschen sind nicht beachtet worden.“

„Menschen mit Behinderung scheinen nicht mitgedacht worden zu sein.“

Diese Aussagen verdeutlichen, dass die Krise nicht nur technische und organisatorische Schwachstellen offengelegt hat, sondern auch soziale Ungleichheiten in der Reichweite und Wirksamkeit von Unterstützungsstrukturen.

3.2 Unterstützung erhalten: soziale Netzwerke als zentrale Ressource

Die Frage nach erhaltener Unterstützung zeigt, dass soziale Ressourcen eine zentrale Rolle spielten. Von 118 Befragten (gültig N = 85) gaben 49 Prozent an, emotionale Unterstützung erhalten zu haben. Praktische Hilfe wurde von 41 Prozent genannt, während 24 Prozent Informationen und 21 Prozent organisatorische Unterstützung erhielten.

Gleichzeitig berichteten 28 Prozent, keinerlei Unterstützung erhalten zu haben.

Die Zusammenhangsanalyse zeigt, dass Personen, die keine Hilfe erhalten haben, entweder besonders belastet sind (weil die Hilfe fehlt) oder die Situation als gut bewältigbar empfinden (keine Hilfe benötigt).

Die Analyse der Unterstützungsquellen zeigt ein deutliches Muster: Freund*innen und Familie waren die wichtigsten Bezugspersonen. Von den 85 Personen, die Angaben machten, nannten 61 Prozent Freund*innen und 57 Prozent Familienmitglieder als Unterstützende. Nachbar*innen spielten ebenfalls eine bedeutende Rolle und wurden von 39 Prozent genannt. Kolleg*innen wurden deutlich seltener als Unterstützungsquelle angegeben (13 Prozent).

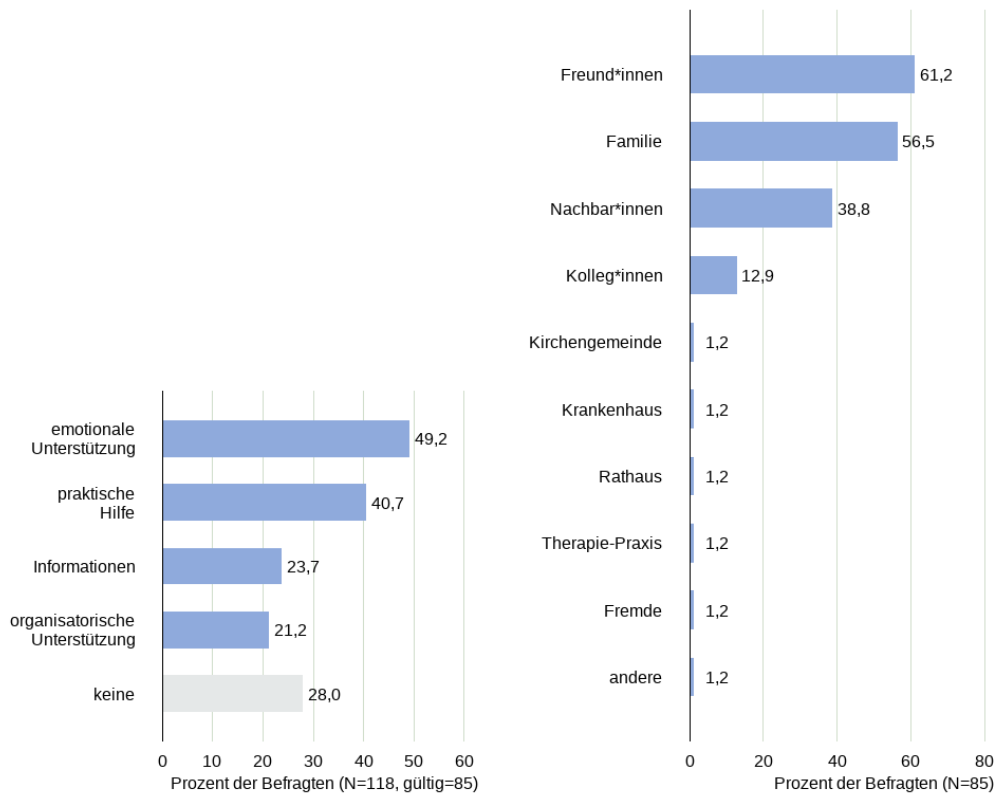
Eher institutionelle oder professionelle Akteure wie Kirchengemeinden, Krankenhäuser, Rathäuser oder Therapie-Praxen jeweils nur von 1 Prozent genannt wurden.

Auch Fremde spielten kaum eine Rolle.

Diese Verteilung verweist auf eine starke Einbettung vieler Betroffener in lokale soziale Netzwerke, während zugleich ein nicht unerheblicher Teil ohne jegliche Unterstützung blieb. Dies deutet auf bestehende soziale Ungleichheiten in urbanen

Krisensituationen hin und unterstreicht die Relevanz informeller Netzwerke für die individuelle Bewältigung.

Abbildung 2 Erhalten Unterstützung



In den offenen Antworten tritt die hohe Bedeutung sozialer Unterstützung hervor. Viele Befragte berichten von beeindruckender Nachbarschaftshilfe, spontanen Unterstützungsnetzwerken und großer Dankbarkeit gegenüber Einsatzkräften wie Feuerwehr, Polizei, THW oder dem Stromnetzbetreiber. Diese Akteure werden als verlässlich, präsent und handlungsfähig beschrieben – im Gegensatz zu politischen Entscheidungsträgern. Auch kirchliche und zivilgesellschaftliche Organisationen werden mehrfach positiv hervorgehoben. Für manche war die Solidarität im unmittelbaren Umfeld ein zentraler Faktor, der die Situation emotional und praktisch abfedern konnte.

„Der rasche Austausch in der Nachbarschaft war beeindruckend.“

„Ich bin den fleißigen Helfern so tief dankbar.“

„Wir waren begeistert von der Vielzahl spontaner Hilfsangebote.“

3.3 Unterstützung geben: wechselseitige Resilienz

Viele Befragte gaben an, selbst aktiv anderen geholfen zu haben.

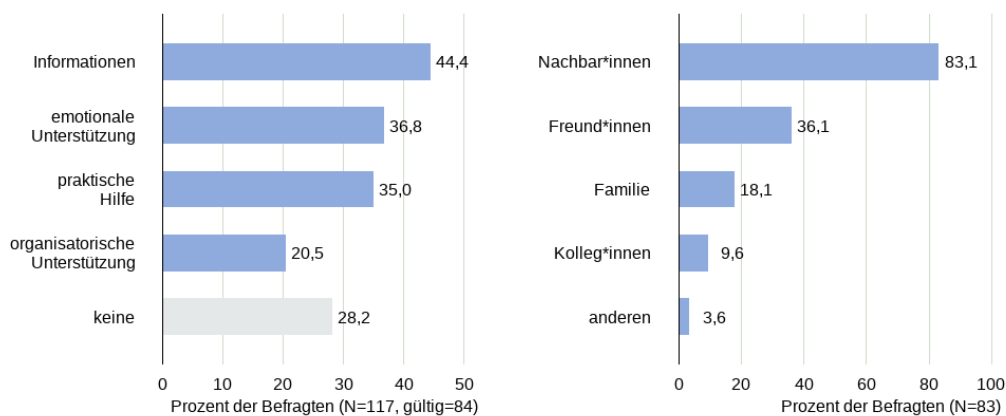
Die Befragten leisteten vor allem informelle und alltagsnahe Unterstützung. Am häufigsten wurde die Weitergabe von Informationen genannt (44 %; N=117), was darauf hinweist, dass Orientierung und Wissensvermittlung in der Krisensituation besonders zentral waren. Emotionale Unterstützung (37 %) und praktische Hilfe (35 %) folgten mit ähnlich hohen Anteilen und zeigen, dass viele Befragte aktiv zur Stabilisierung und Bewältigung im unmittelbaren Umfeld beitrugen. Organisatorische Unterstützung wurde seltener geleistet (21 %), diese hat höhere Anforderungen an Zeit, Koordination oder spezifisches Wissen.

Rund 28 Prozent gaben an, keine Unterstützung geleistet zu haben – ein Hinweis darauf, dass nicht alle Personen gleichermaßen in Unterstützungsnetzwerke eingebunden waren oder selbst über ausreichende Ressourcen verfügten.

Der Großteil (83 %) der Personen, die Hilfe geleistet hatte unterstützte damit ihre Nachbar*innen. Dieser hohe Wert ist erwartbar, da die Zielgruppe überwiegend aus Betroffenen im unmittelbaren Stadtgebiet bestand und nachbarschaftliche Nähe in akuten Krisen häufig zur primären Ressource wird. Freund*innen wurden von 36 Prozent unterstützt, Familienmitglieder von 18 Prozent. Kolleg*innen spielten mit 10 Prozent eine untergeordnete Rolle, und lediglich 4 Prozent gaben an, anderen Personen geholfen zu haben.

Unter denen, die geholfen haben, sind auffällig viele, welche die Situation als "eher belastend" empfunden haben.

Abbildung 3 Geleistete Unterstützung



3.4 Nutzung professioneller Informationen und Angebote

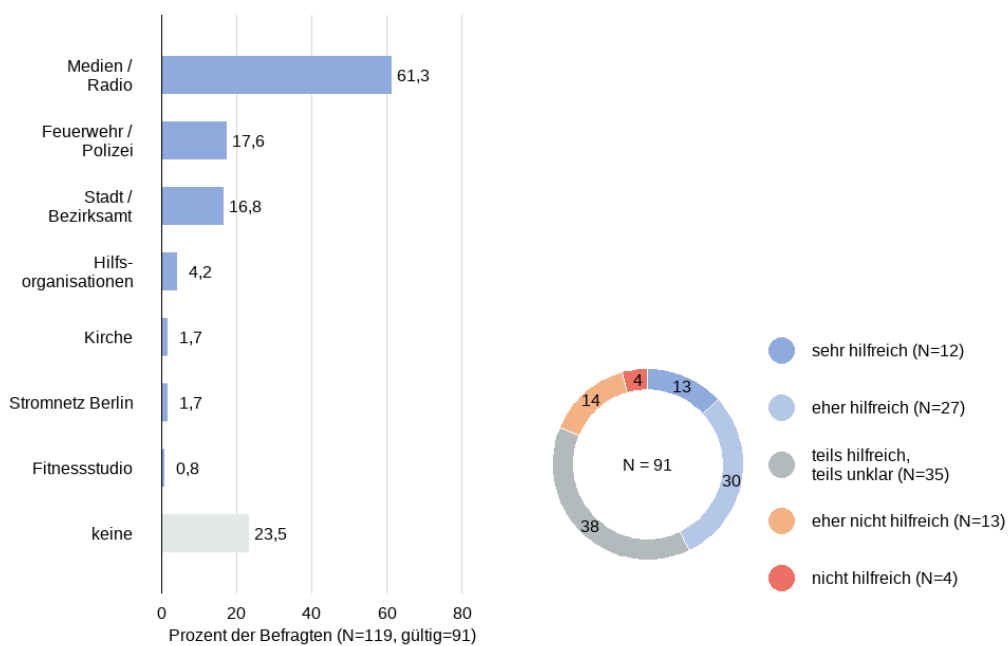
Professionelle Informationsquellen wurden unterschiedlich stark genutzt. Von 119 Befragten gaben 61 Prozent an, Medien oder Radio genutzt zu haben. Feuerwehr und Polizei wurden von 18 Prozent als Informationsquelle genannt, während 17 Prozent Informationen von Stadt oder Bezirksamt erhielten. Hilfsorganisationen

spielten mit 4 Prozent eine geringe Rolle, ebenso Kirche und Stromnetz Berlin (jeweils knapp 2 %). Ein Fitnessstudio wurde von 1 Prozent genannt. Bemerkenswert ist, dass 24 Prozent keinerlei professionelle Informationen nutzten. Dies deutet auf Lücken in der Krisenkommunikation hin und zeigt, dass viele Menschen auf informelle oder eigene Einschätzungen angewiesen waren.

Die Bewertung der professionellen Informationen fällt gemischt aus. Von 91 Personen stuften 38 Prozent die Informationen als „teils hilfreich, teils unklar“ ein. 30 Prozent empfanden sie als eher hilfreich, und weitere 13 Prozent als sehr hilfreich. Gleichzeitig gaben 14 Prozent an, die Informationen seien eher nicht hilfreich gewesen, und 4 Prozent stuften sie als nicht hilfreich ein. Diese Verteilung zeigt, dass professionelle Kommunikation zwar genutzt wurde, aber nicht immer als hilfreich wahrgenommen wird.

Der Vergleich mit der subjektiven Bewältigung legt nahe, dass professionelle Unterstützung tendenziell mit einer besseren Verarbeitung der Situation einhergeht, der Zusammenhang jedoch statistisch nicht signifikant.

Abbildung 4 Genutzte professionelle Informationsquellen und deren Bewertung



In den offenen Antworten zeichnet sich ab, dass für viele Befragte das Gefühl eines umfassenden Informationsvakuums prägend war. Immer wieder wird beschrieben, dass offizielle Stellen – Bezirksamt, Stadtverwaltung, Versorger – entweder gar nicht oder erst sehr spät kommunizierten. Warn-Apps wie NINA oder Katwarn erwiesen sich aufgrund des eingeschränkten Mobilfunks als kaum nutzbar, und selbst dort, wo Meldungen ankamen, führten weiterführende Links ins Leere. Auch Lautsprecherdurchsagen der Polizei wurden als zu selten, zu schnell oder unverständlich wahrgenommen. Hinzu kommt, dass das Radio als Informationsquelle als unzureichend erlebt wurde (etwa durch ausbleibende

Sondersendungen), und dass Hilfsangebote schwer auffindbar waren. Die Erwartung, sich über das Internet informieren zu sollen, traf auf die Realität eines weitgehend zusammengebrochenen Netzes. Viele Menschen berichten, dass sie erst über Nachbar*innen, FreundInnen außerhalb des betroffenen Gebiets oder soziale Medien – sofern erreichbar – erfuhren, was überhaupt passiert war und welche Hilfsangebote existierten.

„Es gab die ersten beiden Tage keinerlei Informationen durch Bezirksamt.“

„Durchsagen waren zu schnell/unverständlich.“

„Im Radio ständig: ‚Informieren Sie sich im Internet‘ – aber Internet war tot.“

Diese Kommunikationsdefizite werden eng verknüpft mit einer breiten Kritik am staatlichen Krisenmanagement. Zahlreiche Befragte äußern das Gefühl, von Politik und Verwaltung im Stich gelassen worden zu sein. Die Reaktionen seien zu spät erfolgt, Notfallpläne hätten gefehlt oder seien nicht sichtbar geworden, und die Koordination zwischen Behörden sei unzureichend gewesen. Einzelne Stimmen formulieren diese Kritik sehr scharf und verweisen auf ein „staatliches Versagen“, das Zweifel an der Handlungsfähigkeit in zukünftigen Krisen wecke. Die Debatte um politische Prioritäten – etwa die mediale Fokussierung auf andere Themen – wird als Ausdruck mangelnder Ernsthaftigkeit wahrgenommen.

„Wir als Bürger sind von der Politik vollkommen im Stich gelassen worden.“

„Staatliches Versagen in organisatorischer Sicht.“

„Wenn es mal zu einer richtigen Notsituation kommt, sind wir aufgeschmissen.“

3.5 Konkrete Auswirkungen des Stromausfalls – direkt und Heute

Die Befragten berichteten von einer Reihe sehr konkreter und alltagsnaher Folgen, die der Stromausfall für sie mit sich brachte. Am häufigsten genannt wurden verdorbene Lebensmittel: 68 Prozent der 107 Personen, die diese Frage beantworteten, gaben an, dass Nahrungsmittel unbrauchbar wurden.

Darüber hinaus berichteten 39 Prozent von organisatorischen Problemen, etwa im Zusammenhang mit Arbeit, Terminen oder der Versorgung im Alltag. 33 Prozent der Befragten gaben an, dass ihnen durch den Stromausfall zusätzliche Ausgaben entstanden sind. Gesundheitliche Belastungen wurden von 31 Prozent genannt und umfassen sowohl körperliche Beschwerden als auch psychische Belastungen.

Beschädigte Geräte traten grundsätzlich seltener auf, wurden aber dennoch von 14 Prozent berichtet.

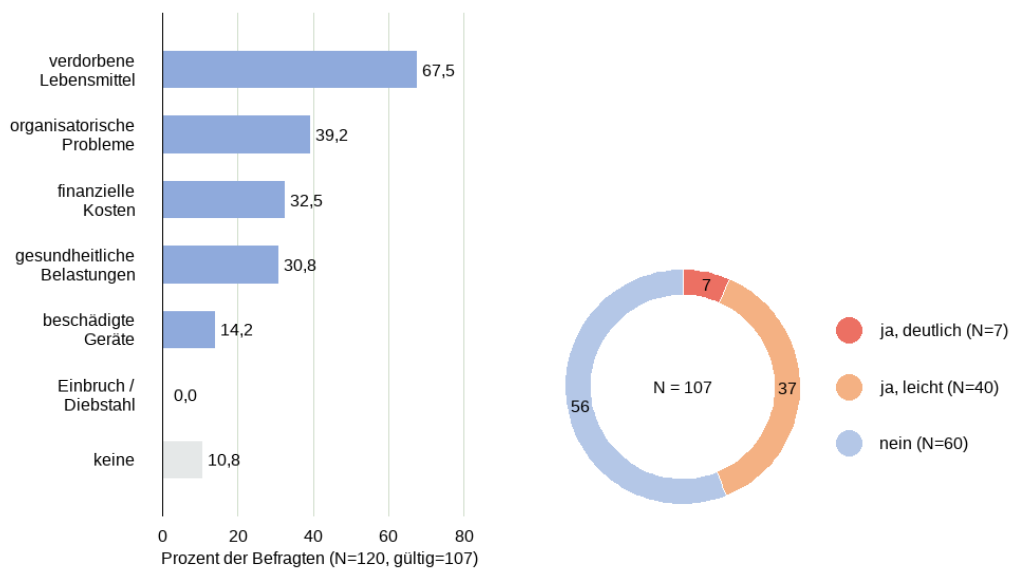
Einbruch oder Diebstahl wurden von keiner Person berichtet. 11 Prozent gaben an, keine Auswirkungen erlebt zu haben

Nur 11 Prozent der Befragten gaben an, keinerlei Auswirkungen erlebt zu haben. Dies unterstreicht, dass der Stromausfall für die große Mehrheit der Teilnehmenden spürbare Folgen hatte – materiell, organisatorisch oder gesundheitlich.

Diese Ergebnisse zeigen, dass selbst ein zeitlich begrenzter Stromausfall erhebliche materielle und gesundheitliche Folgen haben kann. Besonders die hohe Zahl verdorbener Lebensmittel verweist auf die Abhängigkeit von Kühlketten und die Verwundbarkeit haushaltsnaher Infrastruktur.

Auch nach dem Ereignis waren diese Auswirkungen noch spürbar. Zum Zeitpunkt der Befragung, also ca. zwei bis drei Wochen nach dem Stromausfall, gaben sieben Prozent von 107 Befragten an, heute noch deutlich belastet zu sein. 37 Prozent berichteten von einer leichten Belastung, während gut die Hälfte (56 %) angaben, keine Belastung mehr zu verspüren.

Abbildung 5 Auswirkungen des Stromausfalls und Belastung noch heute



Die offenen Antworten zeigen, wie stark der Stromausfall emotional wirkte. Neben akuter Unsicherheit und Angst – insbesondere in kalten Wohnungen, bei fehlender Heizung oder Sorge vor Einbrüchen – berichten einige von länger anhaltenden Belastungen wie Schlafstörungen oder einem Gefühl der Verletzlichkeit. Besonders deutlich wird dies bei vulnerablen Gruppen: ältere Menschen, Menschen mit Behinderung oder Demenz sowie alleinlebende Personen. Ein Fall schildert drastische Folgen, bei denen der Verlust von Routine und die Unterbringung in einer Kurzzeitpflege zu einem massiven Fortschreiten einer Demenzerkrankung führten. Solche

Berichte machen sichtbar, wie stark Krisen bestehende Verwundbarkeiten verstärken können.

„Die weiter bestehende Angst ist verblüffend.“

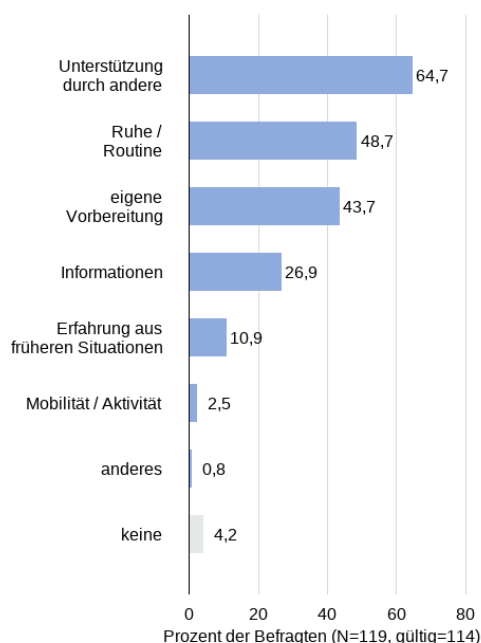
„Viele Menschen hatten kein Verständnis – man fühlte sich allein gelassen.“

3.6 Bewältigungsfaktoren

Die Frage nach hilfreichen Bewältigungsstrategien zeigt, dass soziale Unterstützung die wichtigste Ressource dafür war. Von 114 gültigen Antworten nannten 65 Prozent Unterstützung durch andere als zentralen Faktor. Ruhe und Routine wurden von knapp der Hälfte (49 %) genannt, eigene Vorbereitung von 44 Prozent und Informationen von 27 Prozent. Erfahrungen aus früheren Situationen spielten mit 11 Prozent eine geringere Rolle, ebenso Mobilität und Aktivität (3 %). 4 Prozent gaben an, nichts habe ihnen geholfen.

Diese Verteilung zeigt, dass Resilienz in Krisensituationen stark sozial eingebettet ist – zugleich aber auch von individuellen Strategien geprägt wird, die zwischen den Befragten deutlich variieren.

Abbildung 6 Hilfreiche Bewältigungsfaktoren



Schließlich wird die Bedeutung des Kontextes in den offenen Antworten sichtbar: Die Dauer des Ausfalls, die Nähe zu funktionierenden Geschäften oder die Möglichkeit, bei Familie oder Freunden unterzukommen, beeinflussten die Belastung erheblich. Mehrere Befragte betonten, dass sie „Glück“ hatten – sei es durch eine kurze Ausfallzeit oder durch soziale Ressourcen. Gleichzeitig wird deutlich, dass

dieses Glück ungleich verteilt war und dass Menschen ohne solche Ressourcen deutlich stärker betroffen waren.

„Zum Glück war das betroffene Gebiet so sehr begrenzt.“

„Wir hatten Glück, dass der Strom am Wochenende wieder da war.“

3.7 Vorbereitung auf zukünftige Krisen

Die Ergebnisse zeigen, wie gut sich die 120 Befragten auf zukünftige Krisen vorbereitet fühlen. Die größte Gruppe ordnet sich im mittleren Bereich ein: 46 Prozent bewerteten ihre Vorbereitung als teils/teils. Damit dominiert eine ambivalente Einschätzung, die weder klare Sicherheit noch deutliche Überforderung signalisiert.

Ein weiterer großer Teil fühlt sich eher unzureichend vorbereitet: 20 Prozent gaben eher schlecht und 6 Prozent schlecht an. Zusammengenommen deutet dies darauf hin, dass rund ein Viertel der Befragten deutliche Defizite in ihrer Krisenvorbereitung wahrnimmt.

Demgegenüber steht eine kleinere Gruppe, die ihre Vorbereitung positiv einschätzt: 25 Prozent bewerteten sie als eher gut, während nur 3 Prozent angaben, sehr gut vorbereitet zu sein.

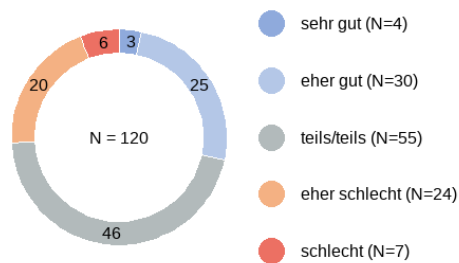
Personen, die Unterstützung erhalten haben – sei es informell oder professionell – schätzen ihre Vorbereitung auf zukünftige Krisen häufiger als „teils/teils“ ein. Wer anderen geholfen hat, bewertet die eigene Vorbereitung tendenziell positiver. Dies kann sowohl bedeuten, dass ein aktives Unterstützungsverhalten das Gefühl eigener Handlungsfähigkeit stärkt, als auch, dass sich Personen, die sich gut vorbereitet fühlen, eher in der Lage sehen, anderen beizustehen.

Auffällig ist zudem, dass sich Personen, die während der Ereignisse im betroffenen Stadtteil geblieben sind, insgesamt besser vorbereitet fühlen – möglicherweise, weil die direkte Erfahrung als Kompetenzgewinn interpretiert wird oder weil vor allem diejenigen geblieben sind, die sich ohnehin als krisenfest einschätzen. Dieser Zusammenhang ist als einziger statistisch auf dem 10-Prozent-Niveau signifikant und damit etwas robuster als die übrigen, eher deskriptiven Tendenzen.

Insgesamt zeigt die Verteilung, dass die Mehrheit der Befragten ihre Vorbereitung auf künftige Krisen als begrenzt oder unsicher einschätzt, während nur ein kleiner Teil ein hohes Maß an Sicherheit verspürt. Dies verweist auf ein verbreitetes Gefühl struktureller oder individueller Unzulänglichkeit im Umgang mit zukünftigen Krisen

– und damit auf potenzielle Ansatzpunkte für Prävention, Information und lokale Resilienzstrategien.

Abbildung 7 Vorbereitung auf zukünftige Krisen



Viele Befragte nutzten die offenen Antworten, um über ihre eigene Vorbereitung zu reflektieren. Einige betonten, dass sie künftig stärker vorsorgen möchten – etwa durch Batterien, ein funktionierendes Radio oder einen Gaskocher. Andere beschrieben, dass sie bereits gut ausgestattet waren, beispielsweise mit Generator, Kaminofen oder Campingausrüstung. Zugleich wurde deutlich, dass die Ereignisse bei vielen ein Bewusstsein für die eigene Abhängigkeit von Komfort und Infrastruktur ausgelöst haben.

„Ich muss mehr Vorsorge betreiben.“

„Der Stromausfall hat uns unsere toxische Bequemlichkeit vor Augen geführt.“

In den offenen Antworten wird deutlich, dass viele der erlebten Schwierigkeiten unmittelbar mit infrastrukturellen und technischen Defiziten zusammenhingen. Befragte berichten, dass Heizungen nach dem Stromausfall nicht wieder ansprangen und grundlegende Ausstattungen wie Batterien, Gaskocher oder geeignete Leuchtmittel fehlten. Auch das Mobilfunknetz erwies sich als zu schwach, um verlässliche Kommunikation oder Informationsbeschaffung zu ermöglichen.

Mehrfach wurde der Wunsch nach lokalen, gut erreichbaren Anlaufstellen geäußert – sogenannten „Leuchttürmen“, die im Krisenfall Orientierung, Wärme, Informationen und Unterstützung bieten könnten. Darüber hinaus formulierten viele Befragte grundsätzliche Fragen zur Sicherheit und Widerstandsfähigkeit der bestehenden Infrastruktur. Die Ereignisse machten für viele sichtbar, wie begrenzt technische Selbsthilfemöglichkeiten sind und wie verletzlich zentrale Versorgungssysteme erscheinen.

„Es fehlten Informationen über technische Selbsthilfe.“

Neben diesen individuellen Erfahrungen reflektieren viele Befragte ihre eigene Vorbereitung und die strukturellen Bedingungen. Einige waren gut ausgestattet – mit Generator, Kaminofen oder Campingausrüstung – und erlebten die Situation als handhabbar. Andere ziehen aus dem Ereignis den Schluss, künftig mehr Vorsorge treffen zu müssen. Gleichzeitig wird deutlich, dass individuelle Vorbereitung allein nicht ausreicht: Es braucht verlässliche Kommunikationswege, lokale Anlaufstellen („Leuchttürme“), klare Informationspunkte und eine Infrastruktur, die auch im Krisenfall funktioniert. Die Forderung nach solchen Strukturen zieht sich durch viele Antworten.

Insgesamt entsteht das Bild einer Bevölkerung, die einerseits erhebliche Defizite in staatlicher Krisenkommunikation und -organisation erlebt hat, andererseits aber auf starke soziale Netzwerke und engagierte Einsatzkräfte zurückgreifen konnte. Die Erfahrungen verweisen auf zentrale Herausforderungen moderner Krisenresilienz: die Notwendigkeit robuster Kommunikationswege, die Einbindung vulnerabler Gruppen, die Stärkung lokaler Strukturen und die Bedeutung sozialer Kohäsion als stabilisierender Faktor in Ausnahmesituationen.

Hauptkategorie	Subkategorien
Information	Warn-Apps, Radio, Lautsprecher, Internet, Behördenkommunikation, Hilfsangebote
Krisenmanagement	Geschwindigkeit, Koordination, Notfallpläne, Priorisierung, Infrastruktur
Emotionen	Angst, Kälte, Kontrollverlust, Schlafprobleme, Einsamkeit
Soziale Unterstützung	Nachbarschaft, Familie, Ehrenamt, Kirche, Vereine
Vulnerable Gruppen	Alte Menschen, Behinderte, Demente, Alleinlebende
Technik/Haushalt	Heizung, Batterien, Generatoren, Gaskocher, Licht
Selbstvorsorge	Vorbereitung, Erkenntnisse, Ausrüstung
Kontextfaktoren	Dauer des Ausfalls, Lage, Zufall, Vergleich mit anderen

4 Zusammenfassung

Der mehrtägige Stromausfall im Berliner Stadtteil Anfang Januar 2026 wurde von den Befragten nicht primär als technische Störung erlebt, sondern als komplexe soziale und emotionale Ausnahmesituation. Die Studie zeigt, wie eng technische Infrastrukturen mit alltäglichen Routinen, Kommunikationswegen und sozialen Netzwerken verflochten sind. Die Befragung liefert damit einen ersten Einblick in die sozialen Dynamiken einer urbanen Infrastrukturkrise.

Erleben und Belastungen

Die Mehrheit der Befragten verbrachte den Ausfall im eigenen Zuhause. Das subjektive Erleben war überwiegend belastend: 41 Prozent stufte die Situation als „sehr belastend“ ein, weitere 29 Prozent als „eher belastend“. Besonders prägend waren Kälte, Dunkelheit, fehlende Informationen und eingeschränkte Kommunikationsmöglichkeiten. Diese Faktoren erzeugten Unsicherheit und Kontrollverlust und machten die Verwundbarkeit alltäglicher Routinen sichtbar.

Vulnerable Gruppen – ältere Menschen, Menschen mit Behinderung, demente Personen, Alleinlebende sowie Menschen ohne Internetzugang – wurden in den offenen Antworten besonders häufig als unzureichend erreicht beschrieben. Ein Zitat bringt dies auf den Punkt: „Alte Menschen sind nicht beachtet worden.“

Soziale Unterstützung als zentrale Ressource

Sowohl erhaltene als auch geleistete Unterstützung zeigen die enorme Bedeutung sozialer Netzwerke. Rund die Hälfte erhielt emotionale oder praktische Hilfe, vor allem durch Freund*innen, Familie und Nachbar*innen. Institutionelle Akteure spielten dagegen kaum eine Rolle. Gleichzeitig leisteten viele selbst Unterstützung – vor allem durch Informationsweitergabe, emotionale Hilfe und praktische Unterstützung.

Die Daten zeigen eine wechselseitige Resilienz: Wer Unterstützung erhielt, fühlte sich weniger allein; wer selbst half, erlebte sich als handlungsfähig. Die hohe Bedeutung nachbarschaftlicher Beziehungen verweist auf funktionierende lokale Netzwerke, aber auch auf soziale Ungleichheiten, da 28 Prozent keinerlei Unterstützung erhielten.

Kommunikationsdefizite und Kritik am Krisenmanagement

Professionelle Angebote wie Medien, Polizei oder Bezirksamt wurden zwar genutzt, aber deutlich seltener als persönliche Netzwerke. Die wahrgenommene Hilfreichkeit dieser professionellen Informationen variierte stark: Viele stufte sie als nur teilweise hilfreich oder unklar ein, was auf Kommunikationslücken in der Kriseninformation hindeutet.

Ein zentrales Thema ist das erlebte Informationsvakuum. Offizielle Stellen kommunizierten aus Sicht vieler zu spät oder gar nicht. Warn-Apps funktionierten aufgrund des Mobilfunkausfalls kaum, und selbst das Radio wurde als unzureichend

erlebt („Im Radio ständig: ‚Informieren Sie sich im Internet‘ – aber Internet war tot.“).

Diese Defizite führten zu deutlicher Kritik am staatlichen Krisenmanagement. Viele Befragte fühlten sich „von der Politik vollkommen im Stich gelassen“ und zweifelten an der Handlungsfähigkeit der Behörden.

Konkrete Auswirkungen und Bewältigungsstrategien

Auch die Auswirkungen des Stromausfalls waren vielfältig. Neben organisatorischen Problemen und finanziellen Kosten berichteten viele von verdorbenen Lebensmitteln oder gesundheitlichen Belastungen. Nur 11 Prozent berichteten von keinerlei Auswirkungen. Auch Wochen später fühlten sich 44 Prozent noch belastet. Ein Hinweis darauf, dass selbst kurze Disruptionen längerfristige Spuren hinterlassen können.

Vorbereitung auf zukünftige Krisen

Die Frage nach der Vorbereitung auf zukünftige Krisen offenbart ein ambivalentes Bild: Viele fühlen sich nur teilweise oder eher schlecht vorbereitet. Die Mehrheit fühlt sich nur teilweise oder schlecht vorbereitet. Nur 3 Prozent sehen sich „sehr gut“ vorbereitet. Dies verweist auf ein strukturelles Spannungsfeld zwischen individueller Verantwortung, sozialer Einbettung und institutioneller Resilienz.

Auffällig ist, dass Personen, die im betroffenen Gebiet geblieben sind, sich signifikant besser vorbereitet fühlen – möglicherweise aufgrund direkter Erfahrung oder selektiver Selbstwahrnehmung.

In den offenen Antworten reflektieren viele ihre eigene Vorsorge: von fehlenden Batterien und Gaskochern bis hin zu gut ausgestatteten Haushalten mit Generator oder Kaminofen. Gleichzeitig wird ein Bewusstsein für die eigene Abhängigkeit von Komfort sichtbar („Der Stromausfall hat uns unsere toxische Bequemlichkeit vor Augen geführt.“).

5 Schlussfolgerungen

Die Pilotstudie liefert damit wertvolle erste Hinweise darauf, wie Gesellschaften besser auf Disruptionen im Energiesystem vorbereitet werden können – und wie Resilienz als sozio-technisches Zusammenspiel verstanden werden sollte. Resilienz muss in urbanen Krisen sozial, technisch und institutionell gedacht werden muss.

Folgendes sind die zentralen Schlussfolgerungen der Studie:

Soziale Netzwerke sind tragende Säulen der Resilienz

Die hohe Bedeutung von Nachbar*innen, Freund*innen und Familie zieht sich durch alle Befunde. Sowohl erhaltene als auch geleistete Unterstützung wirkten stabilisierend. Gleichzeitig zeigt der Anteil von 28 Prozent ohne jegliche Unterstützung, dass soziale Einbettung ungleich verteilt ist.

Informationszugang ist ein kritischer Engpass

Die Studie dokumentiert ein ausgeprägtes „Gefühl eines umfassenden Informationsvakuums“. Digitale Kanäle fielen aus, Radio wurde als unzureichend erlebt, und behördliche Kommunikation kam zu spät oder gar nicht. Diese Defizite verstärkten Unsicherheit und Misstrauen gegenüber staatlichen Akteuren.

Vulnerable Gruppen wurden systematisch schlechter erreicht

Ältere Menschen, Menschen mit Behinderung, demente Personen, Alleinlebende und Menschen ohne Internetzugang wurden in den offenen Antworten wiederholt als unzureichend berücksichtigt beschrieben („Alte Menschen sind nicht beachtet worden.“). Die Krise verstärkte bestehende soziale Ungleichheiten.

Materielle und gesundheitliche Folgen waren verbreitet

Verdorbenes Lebensmittel, organisatorische Probleme, zusätzliche Kosten und gesundheitliche Belastungen zeigen, dass selbst ein zeitlich begrenzter Ausfall tief in den Alltag eingreift. Wochen später fühlten sich 44 Prozent noch belastet.

Vorbereitung wird ambivalent eingeschätzt

Die Mehrheit fühlt sich nur teilweise oder schlecht vorbereitet. Auffällig ist, dass Personen, die im betroffenen Gebiet geblieben sind, sich signifikant besser vorbereitet fühlen — möglicherweise aufgrund direkter Erfahrung oder selektiver Selbstwahrnehmung.

Individuelle Vorsorge reicht nicht aus

Viele Befragte reflektieren über fehlende Ausrüstung („Ich muss mehr Vorsorge betreiben.“) oder über ihre Abhängigkeit von Komfort („toxische Bequemlichkeit“). Gleichzeitig wird klar: Ohne funktionierende Infrastruktur, verlässliche Kommunikation und lokale Anlaufstellen („Leuchttürme“) bleibt individuelle Vorsorge begrenzt wirksam.

6 Forschungslücken

Trotz der wertvollen Einblicke, die die Pilotstudie liefert, werden zugleich deutliche Forschungslücken sichtbar, die für ein vertieftes Verständnis urbaner Resilienzprozesse zentral sind. Die Ergebnisse zeigen Hinweise auf soziale Ungleichheiten in Betroffenheit, Unterstützung und Bewältigung, erlauben jedoch aufgrund der Stichprobenstruktur keine systematische Analyse dieser Unterschiede. Insbesondere fehlen belastbare Daten zu Bevölkerungsgruppen, die in Krisen erfahrungsgemäß besonders vulnerabel sind – etwa Menschen mit geringem Einkommen, ohne digitale Zugänge, mit Migrationsgeschichte oder in prekären Wohnsituationen.

Auch die Gründe dafür, warum viele Personen während des Stromausfalls in ihrer Wohnung verblieben, lassen sich bislang nur vermuten. Ob fehlende informelle Ausweichmöglichkeiten, mangelnde Kenntnis über Unterstützungsangebote oder familiäre Verpflichtungen ausschlaggebend waren, bleibt offen und sollte in der Hauptstudie vertieft untersucht werden.

Ebenso bleiben die Dynamiken sozialer Unterstützung bislang nur punktuell erfasst: Wie sich nachbarschaftliche Netzwerke über die Zeit entwickeln, welche Formen der Hilfe nachhaltig wirken und ob Unterstützungsbereitschaft in späteren Krisen stabil bleibt, ist offen.

Ebenso unzureichend verstanden sind die Wirkmechanismen professioneller Krisenkommunikation. Die Studie zeigt ein ausgeprägtes Informationsvakuum, doch es bleibt unklar, welche Kommunikationskanäle unter realen Belastungsbedingungen tatsächlich funktionieren, wie Vertrauen oder Misstrauen gegenüber staatlichen Akteuren die Informationsaufnahme beeinflussen und welche Rolle informelle Kommunikationswege oder Fehlinformationen spielen. Darüber hinaus deuten die Befunde auf psychosoziale Belastungen hin, die über den akuten Zeitraum hinausreichen. Wie sich diese langfristig entwickeln, welche Gruppen besonders betroffen sind und welche präventiven oder nachsorgenden Maßnahmen wirksam wären, bedarf vertiefter Untersuchung.

Schließlich wird deutlich, dass die Interdependenzen zwischen technischer und sozialer Resilienz bislang nur ansatzweise verstanden sind. Die Krise hat gezeigt, wie eng technische Infrastrukturen mit sozialen Praktiken verflochten sind und wie schnell Störungen in einem Bereich zu Belastungen in anderen führen. Welche Rolle lokale Anlaufstellen („Leuchttürme“), redundante Kommunikationssysteme oder quartiersbezogene Strukturen für die Resilienz spielen, ist ebenso offen wie die Frage, welche Faktoren individuelle Vorsorge tatsächlich fördern.

Insgesamt macht die Pilotstudie sichtbar, dass urbane Resilienz nicht allein eine technische, sondern vor allem eine soziale und institutionelle Herausforderung ist – und dass viele ihrer zentralen Mechanismen erst in weiterführender Forschung erschlossen werden können.

7 Kurzfassung

Der Stromausfall im Januar 2026 wurde von den meisten Befragten als stark belastend erlebt. Kälte, Dunkelheit und fehlende Informationen prägten die Situation. Besonders vulnerabel waren ältere Menschen, Menschen mit Behinderung, demente Personen, Alleinlebende und Menschen ohne Internetzugang.

Soziale Unterstützung erwies sich als wichtigste Ressource: Rund die Hälfte erhielt emotionale oder praktische Hilfe, vor allem aus dem unmittelbaren sozialen Umfeld. Viele leisteten selbst Unterstützung, insbesondere durch Informationsweitergabe. Professionelle Informationen wurden genutzt, aber häufig als unklar oder unzureichend bewertet.

Der Ausfall hatte vielfältige materielle und gesundheitliche Folgen. Wochen später fühlten sich viele noch belastet. Die Mehrheit fühlt sich für zukünftige Krisen nur teilweise oder schlecht vorbereitet; nur wenige sehen sich gut gerüstet. In den offenen Antworten wird deutlich, dass viele künftig stärker vorsorgen möchten.

Die Studie zeigt deutliche Defizite in der Krisenkommunikation und verweist auf die Notwendigkeit robusterer Informationswege, krisenfester Infrastruktur und gezielter Unterstützung vulnerabler Gruppen. Gleichzeitig wird sichtbar, wie wichtig nachbarschaftliche Netzwerke und soziale Kohäsion für die Bewältigung urbaner Krisen sind.

8 Anhang

8.1 Fragebogen

Wo haben Sie die überwiegende Zeit während des Stromausfalls verbracht?

- in meiner Wohnung
- im betroffenen Stadtteil
- außerhalb des betroffenen Gebiets (z.B. Zweitwohnsitz)
- zu Besuch bei anderen
- im betroffenen Stadtteil
- außerhalb des betroffenen Gebiets
- außerhalb einer Privatwohnung
- in einer Notunterkunft (z.B. Turnhalle)
- in einem Hotel
- draußen / auf der Straße
- woanders:

Wie haben Sie den Stromausfall insgesamt erlebt?

- sehr belastend
- eher belastend
- teils / teils
- eher gut bewältigbar
- sehr gut bewältigbar

Was hat Sie in dieser Zeit besonders belastet? Mehrfachnennung möglich

- Kälte
- Dunkelheit
- fehlende Informationen
- fehlende Kommunikationsmöglichkeiten
- Versorgung (Lebensmittel, Wasser, Medikamente)
- Mobilität / Verkehr
- Sorge um andere Personen
- Sorge um Eigentum (z.B. die eigene Wohnung)
- Angst um die eigene Gesundheit
- anderes:

Haben Sie Unterstützung erhalten? Mehrfachnennung möglich

ja,

- praktische Hilfe (z. B. Wärme, Essen, Geräte)
- Informationen
- emotionale Unterstützung
- organisatorische Unterstützung

- anderes:

nein,

- keine Unterstützung erhalten

Wer hat Ihnen geholfen? Mehrfachnennung möglich

- Nachbar*innen
- Freund*innen
- Familie
- Kolleg*innen
- andere:

Haben Sie anderen Unterstützung gegeben? Mehrfachnennung möglich

ja,

- praktische Hilfe (z. B. Wärme, Essen, Geräte)
- Informationen
- emotionale Unterstützung
- organisatorische Unterstützung
- anderes:

nein,

- keine Unterstützung gegeben

Wem haben Sie geholfen? Mehrfachnennung möglich

- Nachbar*innen
- Freund*innen
- Familie
- Kolleg*innen
- anderen:

Welche professionellen Informationen oder Angebote haben Sie genutzt? Mehrfachnennung möglich

- Stadt / Bezirksamt
- Feuerwehr / Polizei
- Hilfsorganisationen
- Medien / Radio
- andere:
- keine professionellen Angebote genutzt

Wie hilfreich fanden Sie die professionellen Angebote?

- sehr hilfreich
- eher hilfreich
- teils hilfreich, teils unklar

- eher nicht hilfreich
- nicht hilfreich

Welche Auswirkungen hatte der Stromausfall für Sie? Mehrfachnennung möglich

- verdorbene Lebensmittel
- Einbruch / Diebstahl
- beschädigte Geräte
- finanzielle Kosten
- gesundheitliche Belastungen
- organisatorische Probleme (Arbeit, Betreuung etc.)
- anderes:
- keine Folgen

Belasten die Auswirkungen Sie heute noch?

- ja, deutlich
- ja, leicht
- nein

Was hat Ihnen dabei geholfen durch die Situation zu kommen? Mehrfachnennung möglich

- eigene Vorbereitung (z. B. Vorräte, Geräte)
- Unterstützung durch andere
- Ruhe / Routine
- Erfahrung aus früheren Situationen
- Informationen
- anderes:
- nichts davon

Wie gut fühlen Sie sich für zukünftige Krisen vorbereitet?

- sehr gut
- eher gut
- teils/teils
- eher schlecht
- schlecht

Gibt es noch etwas, das Sie uns mitteilen wollen?

Hier können Sie gerne Anmerkungen zur Umfrage oder zur Einordnung Ihrer Angaben eintragen oder berichten, was Sie rund um den Stromausfall erlebt haben.

Angaben zur Person

Vielen Dank für Ihre Angaben zum Stromausfall! Abschließend machen Sie bitte noch einige Angaben zu Ihrer Person, damit wir Ihre Antworten einordnen können.

Sind Sie

- weiblich
- männlich
- divers

In welchem Jahr wurden Sie geboren?

JJJJ

In welchem Land sind Sie geboren?

- in Deutschland
- in einem anderen Land und zwar in ...

Welchen (beruflichen) Bildungsabschluss haben Sie?

Bitte kreuzen Sie Ihren höchsten Abschluss an. Bei einem im Ausland erworbenen Abschluss wählen Sie bitte unabhängig von der Anerkennung des Abschlusses in Deutschland den am besten vergleichbaren deutschen Abschluss.

- noch in der Schule
- kein Abschluss und nicht mehr in der Schule
- Volks-/Hauptschule ohne abgeschlossene Lehre/Berufsausbildung
- Volks-/Hauptschule mit abgeschlossener Lehre/Berufsausbildung
- weiterführende Schule ohne (Fach-)Abitur (Realschulabschluss, mittlere Reife oder mittlerer Schulabschluss)
- Abitur / Fachhochschulreife ohne abgeschlossenes Studium
- Fach- / Hochschulstudium mit Abschluss (Bachelor, Master, Magister, Diplom, Staatsexamen, Promotion oder vergleichbar)